

**»Ohne Widerstand - keine Hoffnung« (Max Frisch) -
Literatur als Widerstand nach 1945**

VON JÜRGEN SCHRÖDER

Sonderdruck aus:

**Jürgen Wertheimer (Hrsg.):
Von Poesie und Politik.
Zur Geschichte einer dubiosen Beziehung.
Tübingen 1994, S. 173-193.**

»Ohne Widerstand – keine Hoffnung« (Max Frisch)

Literatur als Widerstand nach 1945

von JÜRGEN SCHRÖDER

I.

Wer wäre nicht gern ein Widerstandskämpfer, ein Befreier, Erreter und Erlöser, und sei es auch nur in der Fiktion, in der Literatur? Leider ist in den letzten Jahren nichts schwieriger geworden, als sich diesen Wunsch zu erfüllen. Wir alle sind aus einem Unschuldstand gefallen, aus dem Unschuldstand, in dem sich diejenigen befanden und manchmal auch gefielen, die bis Mitte der achtziger Jahre Widerstand leisteten, politisch, sozial, literarisch, auf der untersten Ebene oder auf höchstem Niveau.

Nicht, daß wir das Wofür und Wogegen, das kleine Einmaleins des Widerstands nicht mehr wüßten – die Schlagworte heißen wie eh und je: Aufrüstung, Krieg, soziale Ungerechtigkeit, Hunger, Umweltzerstörung, Rassismus, Fremdenfeindlichkeit usw. Abhanden gekommen ist uns das große Einmaleins, die klare Topographie des Widerstands, die herzerfrischende Freund-Feind-Landkarte und die reinlichen Wasserscheiden von Gut und Böse, seitdem es die Konfrontation der beiden großen politischen und militärischen Blöcke nicht mehr gibt. Wir wissen weder recht, wo wir selber stehen, noch wo dasjenige zu lokalisieren ist, dem wir widerstehen wollen. Hinterrücks hat der sinnverwirrende Verdacht von uns Besitz ergriffen, daß wir schon längst zu Mitschuldigen geworden sein könnten, während wir uns immer noch als Widerständler aufspielen.

Wer aber widerstehen will, der braucht nun einmal, wie schon das Wort verrät, einen guten und sicheren Stand und Standpunkt, der braucht klare Standortbestimmungen und Landkarten, die nicht nur geographisch und politisch zuverlässig sind. Doch schon daran mangelt es heute.

Das war nicht immer so. Im Gegenteil. Gleich nach 1945 haben sich vor allem die jungen deutschen Schriftsteller, die Generation der Söhne in den Westzonen, so als wollten sie die Versäumnisse der Väter wieder gutmachen, sehr bald als Widerstandskämpfer gegen die Adenauer-Restauration betätigt und in dieser Rolle geradezu eingerichtet. Die Gräfin Dönhoff sprach im

Rückblick von 1969 wohl mit Recht von einem »Nachholbedarf an Widerstand gegen die Obrigkeit«.¹

In der Orzone und späteren DDR funktionierte der Frontwechsel, unter Vermeidung des Generationenkonflikts, noch einfacher: man solidarisierte und identifizierte sich von Staats wegen mit dem antifaschistischen Sieger- und Brudervolk der Sowjetunion und hatte allen Widerstand fortan auf den imperialistischen Klassenfeind zu konzentrieren. Den Söhnen und Töchtern dort blieb nichts anderes übrig, als sich politisch und literarisch der exilierten Vätergeneration zu unterwerfen, an deren Spitze das fürchbare »Väterchen Stalin« stand. Die Folgen dieser verordneten heroischen Widerstandsmythen sind bekannt.

So liegt es nahe, in unserer heutigen Situation, die von Rat- und Orientierungslosigkeit gekennzeichnet ist, zurückzufragen und an die Ausgangspunkte unserer Nachkriegsgeschichte und Nachkriegsliteratur zurückzugehen, Literatur verstanden als Gedächtniskammer und Erkenntnismedium unserer historischen Entwicklung. Zurückzugehen mit der Frage, welche Brücke das streitbare Gestein mit dem prekären Heute verbindet.

Als Leitfigur und Wegweiser durch die fast fünf Jahrzehnte wähle ich Max Frisch, der 1991, kurz vor seinem 80. Geburtstag, gestorben ist. Ich wähle ihn nicht nur deshalb, weil er einer der großen literarischen und intellektuellen Repräsentanten dieser Zeit ist, sondern weil er bis in seine letzten Lebensjahre unermüdet zum Widerstand aufgerufen und Widerstand geleistet hat. Seinen Spuren folgend werden wir feststellen, daß sich zwischen 1945 und heute nicht weniger als vier verschiedene literarische Widerstandsmodelle herausgebildet und abgelöst haben.

II.

»Ohne Widerstand – keine Hoffnung« – so lautet der Titel eines Gesprächs mit Max Frisch, das am 10. Oktober 1986 in der linken Züricher »Wochenzeitung« erschien. Es bezieht sich auf eine Rede, die er ein halbes Jahr zuvor, unter dem beunruhigenden Titel »Am Ende der Aufklärung steht das Goldene Kalb«, in Solothurn gehalten hatte. Und diese Rede, aus der manche eine tiefe Enttäuschung heraushörten, endete mit folgenden Sätzen:

Ich weiß mich solidarisch mit allen, die wo immer in der Welt und somit auch hier, Widerstand leisten, auch Widerstand gegen Rechtsstaatlichkeiten als Kniff – ich meine Widerstand auf allen Etagen dieser profimanischen Gesellschaft, Wi-

derstand mit dem Ziel, daß der Geist der Aufklärung sich durchsetzt (...). Viel Zeit bleibt unserer Gattung vielleicht nicht (...). Ohne einen Durchbruch zur sittlichen Vernunft, der allein aus Widerstand kommen kann, gibt es kein nächstes Jahrhundert, fürchte ich. Ein Aufruf zur Hoffnung ist heute ein Aufruf zum Widerstand!²

Das Zeitungsgespräch drehte sich nun um die Frage nach den konkreten Aufklärungs- und Widerstandsmöglichkeiten der Literatur und des Staatsbürgers. Die jungen Interviewer wollten das genauer wissen, hatten aber nicht viel Erfolg mit ihren Nachfragen. Denn es ist typisch für Frischs Antworten, daß sie klare Auskünfte und Handlungsanweisungen eher schuldig bleiben. Auf der einen Seite betonte er die traditionelle Aufklärungsleistung der Literatur, definierte sie als subversive »Gegen-Position zur Macht« und sah unseren Widerstand schon damit beginnen, »daß wir selber zu denken versuchen«, auf der anderen Seite spielte er die politische Wirkung der »Öffentlichkeitsarbeit« eines Schriftstellers herunter (»Das wollen wir nicht als Résistance bezeichnen«!), verwies fast gekränkt auf seine primäre literarische Arbeit (»die literarische Produktion ist mir schon wichtiger als eine Rede oder ein Interview«!) und nannte stattdessen, als Beispiel echten Widerstands, Asylanter, die in eine Kirche geflüchtet waren, und Schweizer Bauern, die vor dem Bundesgericht gegen ihren Staat klagten, also Beispiele zivilen Ungehorsams und eines außerliterarischen Widerstands.

Hatte der abgewordene, mit seinen scharfen Attacken gegen die »multinationale Eigentümer-Macht«³ und die »Macht des Kapitals« politisch immer radikaler auftretende Max Frisch zuletzt sein Vertrauen in die Wirkungskraft der Literatur verloren? – Dagegen spricht, daß sein letztes größeres Werk, das im Geiste Diderots und Lessings geschriebene »Palaver« »Schweiz ohne Armee?« (Frühjahr 1989) mit beträchtlicher Resonanz in die Debatte über die Abschaffung der Schweizer Armee eingegriffen hat.

Dagegen spricht, daß Frisch zu keinem Zeitpunkt nach 1945, weder praktisch noch theoretisch, eine direkt engagierte Literatur vertreten hat. Er ist niemals in Gefahr geraten, dem bewunderten Brecht auch politisch zu folgen. Im Gegenteil, Brecht – dem er bald die »durchschlagende Wirkungslosigkeit eines Klassikers« resümierte – wurde ihm zum Musterfall für die Vergeblichkeit aller parteilichen Literatur. Samuel Beckett, der die »Sprache der herrschenden Schicht« verunsichert und zerstört, galt ihm ungleich mehr als Brecht.⁴

Gegen einen späten Vertrauensverlust in die Literatur spricht schließlich, daß Frisch zeitlebens einer Haltung treu geblieben ist, die er schon 1958, in seiner Bühnen-Preisrede, als »kombattante Resignation« definiert hat.⁵ Seine

Resignation nahm in den letzten beiden Lebensjahrzehnten sicherlich zu. »Ja, was vernag ein Poet?, fragte er 1981, um dann fortzufahren: »die alte Frage – sie stellt sich immer weniger. Wer heute schreibt, ist sich seiner Ohnmacht bewußt. Die Zerstörung der Menschenwelt ist in vollem Gange.«⁶ Aber auch das Strebare verstärkte sich mit dem Alter, sein polemisches Eintreten für eine soziale Demokratie und eine Welt ohne Feindbilder. Daß die Hoffnung auf ein Überleben der Menschheit nur noch aus dem konkreten Widerstand kommen kann – und nicht umgekehrt der Widerstand aus der Hoffnung –, ist freilich eine Erkenntnis, die in dieser Radikalität erst am Lebensende von Max Frisch steht.

Alles andere war schon sofort nach Kriegsende da, als Reaktion auf Faschismus, Nazismus, Zweiten Weltkrieg und den Abwurf der Atombombe: die verzweifelte Hoffnung, der Widerstand im Bewußtsein seiner Vergeblichkeit, die Fragen ohne Antworten, die kombattante Ohnmacht der Intellektuellen, der Glaube an einen »sozialistischen Humanismus«,⁷ die Ablehnung einer unverbundlichen »ästhetischen Kultur«⁸ (Heydrich als Mozart-Liebhaber!) und die moralische Verpflichtung des Autors auf seine »Zeitgenossenschaft«. Schon 1946, anlässlich Thornton Wilders Theaterstück »Wir sind noch einmal davongekommen«, notierte Frisch in sein Tagebuch: »die Selbstaufgabe der Dichtung, die ihre Ohnmacht erkennt, ihre Ohnmacht zeigt, hat etwas von einem letzten Alarm, der ihr möglich ist –«. Mit diesem letzten Alarm schließt auch sein Nachkriegsstück »Die Chinesische Mauer«, ein Masken- und Rollenspiel mit der Weltgeschichte, die im Angesicht eines drohenden atomaren Weltunterganges als Kreislauf des Chaos entlarvt wird: An seinem katastrophalen Ende steht die Liebe zwischen einer Geschänderten und einem Stummen. Das dramatische Requiem »Nun singen sie wieder«, im Frühjahr 1945 aufgeführt, endet mit einem Liebesmahl der Toten und ihrer furchtbaren Erkenntnis, daß alle Opfer des Krieges umsonst gewesen seien.

Aber gerade in dieser paradoxen Struktur – der Geburt der Hoffnung aus der Verzweiflung, der Kraft aus der Ohnmacht, der möglichen Antwort aus der radikalen Infragestellung – sieht Max Frisch die Widerständigkeit der Literatur begründet. Diese Widerständigkeit hat ihr Zentrum mitten in seiner eigenen Person. Frisch hat das Schreiben immer wieder als ganz persönlichen Widerstands- und Notwehrakt erlebt und damit für viele Schriftsteller seiner Zeit gesprochen: er schreibt, sagte er z. B. 1958, »um zu schreiben! Um die Welt zu ertragen, um standzuhalten sich selbst, um am Leben zu bleiben«,¹⁰ und 1964 fuhr er fort: »also, ich schreibe aus Bedürfnissen nicht der Gesellschaft, sondern meiner Person. Möglicherweise aus jener Angst, die schon die

Höhlenbewohner zu Bildnern machte: man malt die Dämonen an die Wand seiner Höhle, um mit ihnen leben zu können (...).«¹¹ Der gesellschaftliche Beitrag der Literatur, so behauptete er, stelle sich von selber ein: »Die Umwertung im Wort, die jede Literatur um ihrer selbst willen leistet, nämlich um der Lebendigkeit des Wortes willen, ist schon ein Beitrag, eine produktive Opposition.«¹² Worin diese Umwertung und Opposition besteht, hat Frisch für die 50er Jahre programmatisch in seiner Bühnen-Preisrede formuliert:

Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegsführung braucht, durcheinanderbringen (...). Alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns deshalb nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend.¹³

Authentische Literatur als Widerspruch, das heißt: gegen die Sprüche und Normen der Welt, der herrschenden Gesellschaft »hüben wie drüben«, legt sie ihre Widersprüche ein. Gegen die fixierende Festlegung »Du bist Stiller!« – um Ihnen drei Beispiele aus dem Werk Max Frischs zu geben – setzt sie den kreativen Gegen-Satz »Ich bin nicht Stiller!«. Das Arsenal und die Ideologie der biedermännischen Phrasen bringt sie auf eine Weise durcheinander, daß darin das Selbstzerstörerische und Lebenfeindliche sichtbar wird (*Biedermann und die Brandstifter*). Und die nationalen Klischees der Schweizer Gründungslegende unterminiert sie durch ihre spielerische Umkehrung: Der Held Wilhelm Tell erscheint dann als begriffsstutziger Meuchelmörder, der Landvogt Geßler als liberaler und gemüthlicher Ehrenmann (*Wilhelm Tell für die Schule*).

Das Widerstandspotential einer solchen Literatur, so läßt sich definieren, liegt in ihrem Charakter als Einspruch und Widerspruch. Ihre Herrschafts- und Machtkritik realisiert sich als Sprachkritik. Ihr utopisches Ziel, wenn man denn eins nennen sollte, ist die Auflösung von Feindbildern auf allen Ebenen der Gesellschaft und zwischen den Völkern und Staaten. Denn einen wirklichen Frieden, das hat Frisch unablässig wiederholt, kann es nur in einer Welt ohne Feindbilder geben.¹⁴

III.

Der Max Frisch der Bühnen-Preisrede hat sein literarisches Credo in der ersten Person Plural verkündet: »Wir«! In der Tat ist es außerordentlich zeit- und generationstypisch. Typisch ist der totale Ideologeverdacht und das

engagierte Anti-Engagement, typisch ist das Machtverständnis und die Machtkritik als Sprachkritik, typisch das emigranische Bewußtsein, als ein heimatloser Außenseiter zu sprechen. Die westlichen deutschsprachigen Intellektuellen und Schriftsteller nach 1945 verstanden sich mehrheitlich als elitäre Einzelgänger. Ihr politisches Bewußtsein, zwischen den Blöcken des Kalten Krieges, war überwiegend anarchistisch geprägt. Gegenüber den herrschenden Mächten sahen sie sich in einer oft als heroisch empfundenen Isolation und Résistance, engagiert allein für den Menschen. Im Widerstand gegen die Adenauer-Restauration war ihre Haltung fast absolut oppositionell, aber auch weitgehend praxisfeindlich. Sie formulierten zwar viele Proteste und Manifeste gegen die Wiederbewaffnung, gegen die Atombombe, gegen alle antidemokratischen und restaurativen Tendenzen – aber immer aus der weiten und überlegenen Distanz des kritischen Geistes, ohne praktische Einmischung in die Politik. Der sogenannte »Grünwalder Kreis«, den Hans Werner Richter parallel zur »Gruppe 47« im Jahre 1956 gründete, als einen politischen Ort der »heimatlosen Linken«, als ein »drittes« und »geistiges« Deutschland zwischen Ost und West, löste sich beziehungsweise nach zwei Jahren schon wieder auf. Sein Plädoyer für eine stärkere Verbindung zwischen Literatur und Politik blieb ohne Ergebnis.¹⁵

Denn die deutschen Schriftsteller befanden sich nach 1945 immer noch in jener für die deutsche Geschichte so typischen antithetischen Geist-Macht-Konstellation, von der die letzten Jahre der Weimarer Republik unheilvoll geprägt wurden, Krisenjahre, in denen die Mehrzahl der Intellektuellen und Schriftsteller ernsthaft glaubte, sie könnten die wachsende Gewalt und Gewaltamkeit der Wirtschaftskrise und der Nationalsozialisten mit emphatischen Geist-Rezepturen eindämmen.¹⁶

Auch in dieser Hinsicht war es nichts mit der »Stunde Null«. Das scheinbare Machtvakuum nach dem totalen Kollaps der bösen Hitler-Macht verführte nicht wenige Intellektuelle zu der Hoffnung, nun sei endlich die historische Chance für den Geist und seine *gesittete* Geschichte gekommen. In der Oszone wurde, von den Machthabern, das harmonische Bündnis von Geist und Macht proklamiert; in den Westzonen wurden Goethe-Gesellschaften gegründet und die innere Wandlung gepredigt.

Auf den »Geist« als Allheilmittel haben sich damals fast alle berufen, hieß es nun Johannes R. Becher oder Karl Jaspers oder Thomas Mann. Aber sie alle mußten zwischen 1945 und 1949 erleben, wie die neue deutsche und europäische Geschichte nicht von ihnen und ihren schönen Vorstellungen – z. B. der Idee eines Dritten Weges, eines demokratischen Sozialismus zwischen

Stalinismus und Kapitalismus – gemacht wurde, sondern von den alliierten Siegermächten, ihrem »Kalten Krieg«, und allenfalls noch von den überlebenden Politikern der Weimarer Republik, also von der Vätergeneration.

Und so zogen sich die Söhne, einmal mehr enttäuscht, aus der politischen Publizistik zurück, gründeten die Brüderhorde der »Gruppe 47« und suchten, auf Vatermord sinnend, in der Literatur einen archimedischen Punkt außer- und oberhalb von Geschichte und Gesellschaft, um von dort aus, im Namen des Geistes, der Menschlichkeit, der Liebe, der Wahrheit, der Freiheit, der Lebendigkeit, der existentiellen Entscheidung und einer neuen gereinigten Sprache geistig-moralisch auf eine Gesellschaft von Individuen einzuwirken, um von dort aus Einspruch zu erheben, Widerstand zu leisten und Gericht zu halten.

Orest und Hamlet, die da gekommen sind, um die aus den Fugen geratene Welt der Väter wieder einzurenken, waren ihre offenen oder geheimen Lieblings- und Leitfiguren. Und Frisch und Dürrenmatt, obwohl sie nicht der »Gruppe 47« angehörten, waren durch ihren Schweizer Logenplatz prädestiniert, diese Konstellation in einer für ihre westdeutschen Brüder musterhaften Weise zu vertreten.

Deshalb stoßen wir in dieser Zeit überall auf verwandte Manifeste und ähnliche literarische Widerstandsformeln. Ich gebe ein paar Beispiele. Für *Heinrich Bölls* »Ästhetik des Humanen« ist die Sprache der »Hort der Freiheit« (1958). »Der Schriftsteller, der sich dem Mächtigen beugt«, heißt es in dem gleichnamigen Essay, »sich gar ihm anbietet, wird auf eine fürchterliche Weise kriminell«.¹⁷ So wie Frisch davor warnte, »das Geschehene endlich geschehen sein zu lassen« (Kultur als Alibi, 1949), galt Bölls moralischer und literarischer Widerstand der historischen Zäsur der »Währungsreform«, mit der seiner Meinung nach die Verdrängungsgeschichte der Bundesrepublik begann, der »Ausverkauf an Schmerz, Trauer und Erinnerung«.¹⁸ Er erinnerte die Deutschen bis zuletzt daran, daß ihre Uhren falsch gingen, daß die Nachkriegsgeschichte noch nicht zu Ende sei. In seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen von 1963/64 sprach er als Vertreter einer Generation, deren traumatische Erfahrung es gewesen sei, daß in der Bundesrepublik »Schuld, Reue, Buße, Einsicht (...) nicht zu gesellschaftlichen Kategorien (...), erst recht nicht zu politischen« geworden sind. Vor diesem Hintergrund, heißt es dann weiter, »bildete sich etwas, das man inzwischen (...) deutsche Nachkriegsliteratur nennen kann«,¹⁹ das heißt, sie bildete sich aus dem moralischen und ästhetischen Widerstand gegen den Verdrängungsprozeß einer restaurativen Bundesrepublik.

Alfred Andersch, einer der Gründungsväter der Gruppe 47, war nach dem Kriege, im Zeichen des deutschen und französischen Existentialismus, fasziniert von der Literatur der inneren und äußeren Emigration. Er las sie als dichterische Dokumente des Widerstandes und einer persönlichen Entscheidung zur Freiheit inmitten einer Welt der Zwangsherrschaft. Die Tatsache allein, daß es während des »Dritten Reiches« Dichtung gab, bezeugte ihm schon das Vorhandensein von Widerstand, denn »die Kategorien des Unmenschlichen und des Ästhetischen« seien nicht zu vereinbaren.²⁰ In Ernst Jüngers Roman »Auf den Marmorklippen« (1939) erblickte er nichts Geringeres als eine »dichtertische Vorausgestaltung des 20. Juli 1944 und all seiner historischen Bezüge.«²¹ Sein eigenes Buch »Kirschen der Freiheit«, das von seiner Desertion aus der deutschen Armee im Juni 1944 berichtete, kommentierte er einige Jahre später ganz ähnlich: »Mein ganz kleiner privater 20. Juli fand bereits am 6. Juni statt.«²² Kein Wunder, daß ihm die französische Résistance-Literatur und namentlich Sartres Drama »Die Fliegen« imponierten. Der Sohn Orest, der in einem reuelosen »Akt der Freiheit« die schuldigen Eltern tötet, sein unterdrücktes Volk befreit und so einen neuen Anfang setzt, wurde ihm zur strahlenden Vorbildfigur.²³ Die rasche Enttäuschung seiner überschwenglichen Nachkriegshoffnungen mußte Andersch deshalb besonders hart treffen. Seine literarische Widerstandshaltung hat er bis zum Tode nicht preisgegeben.

Auch das poetische Credo Günter Eichs stimmte in den allgemeinen Tenor ein, vor allem in der Büchner-Preisrede von 1959, einer einzigen Philippika gegen die böse Macht und ihre Sprachlenkung. Auch er optierte für den Außenseiter, für das Primat der Frage und für eine poetische Sprache, die notwendig Machtkritik ist. »Es sind nicht die Inhalte, es ist die Sprache, die gegen die Macht wirkt.«²⁴ »Wir haben keine Zeit mehr, ja zu sagen. Wenn unsere Arbeit nicht als Kritik verstanden werden kann, als Gegnerschaft und Widerstand, als unbequeme Frage, und Herausforderung der Macht, dann schreiben wir umsonst, dann sind wir positiv und schmücken das Schlachthaus mit Geranien.«²⁵ Berühmt wurde sein Auftritt zum Widerstand am Ende des Hörspiels »Träume«:

Tut das Unnutzige, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet:
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt.²⁶

In Eichs düsterer gnostischer Spätphase weitete sich dieser Widerstand zu einem »Nichteinverständnis« mit der ganzen Schöpfung aus.

Ein letztes Beispiel und kurzes Streiflicht auf Hans Erich Nossack. Heute

fast vergessen, in den fünfziger Jahren bekannt und viel diskutiert, eine Art deutscher Camus und »l'homme révolté«. Auch er hegte das anarchische Bewußtsein eines geistigen Rebellen und Partisanen, der unaufhörlich Widerstand leistet gegen das Verschwinden des Menschen in einer bösen Machtwelt.

Literatur ist deshalb revolutionär, weil sie immer für das Lebendige gegen die Institutionelle eintritt. (...) Immer für das Suchen nach Wahrheit gegen dogmatisierten Besitz der Wahrheit, immer für die Frage gegen die gebrauchsfertige Antwort. Immer für den Menschen gegen seine Degradierung zum sozialen Quotienten (...). Durch dies ihr selbstverständliches Engagement, und nur dadurch, wirkt Literatur auch politisch revolutionär (...). Politiker und Pragmatiker nennen das Anarchismus (...). Wenn die Menschen gegen die Apparatur verteidigen, Anarchismus bedeuten, wollen wir das als Ehrentitel akzeptieren.²⁷

Wie seine Vorbilder Cesare Pavese und Albert Camus verstand er sich als »Widerstandskämpfer aus Instinkt«.²⁸

Es ist eine seltsame Beobachtung. Alle diese Nachkriegsschriftsteller, die sich so emphatisch als Außenseiter und Einzelgänger fühlten und stilisierten, sprachen doch wie mit einer Stimme, wenn sie ihre Autorposition und die Wirkungsweise der Literatur erklären wollten. Ihre Bekenntnisse und Erörterungen sind geradezu austauschbar. Denn ihr niemals bezweifelles Grundaxiom war immer noch, obwohl sie die politische Welt viel genauer beobachteten und kritisierten als die Schriftsteller der Weimarer Republik, eine undialektische Antithese von Geist und Macht, Kunst und Politik, und die Gewalt, in Literatur und Kunst über einen archimedischen Punkt zu verfügen, der allen Relativierungen und Deformationen durch die Geschichte entzogen und damit unangreifbar sei.

Ihren philosophischen Gewährsmann fanden sie in Theodor W. Adorno, der in seiner »Ästhetischen Theorie« (1970) und seinen Schriften über Literatur und Kunst nicht müde wurde zu betonen, daß sich alle authentische Kunst gegenüber der Gesellschaft prinzipiell in einem Verhältnis der Negation, der Antithese, der Verweigerung und der Aufkündigung unmittelbarer Praxis befinde. Darin liege ihr kritisches und utopisches Widerstandspotential. Nur ein Zitat für viele: »Kunst heißt nicht: Alternativen pointieren, sondern, durch nichts anderes als ihre Gestalt, dem Weltlauf widerstehen, der den Menschen immerzu die Pistole auf die Brust setzt.«²⁹ Noch im »kontemplativen Verhalten« zu Kunstwerken würde im Menschen ein »Widerstand gegen das Mitspielen« freigesetzt.³⁰ In der »Ästhetischen Theorie« Adornos findet das Geschichts- und Auschwitz-Trauma des Jahrhunderts seinen sub-

limsten und radikalsten Ausdruck. In seiner Nachbarschaft muß die anhaltende Aufklärungsgläubigkeit des Schweizer Max Frisch als geradezu ungeboren erscheinen.

IV.

Das eben skizzierte literarische und ästhetische Widerstandsmodell geriet, wie Sie wissen, in den sechziger Jahren in die Krise und wurde in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts durch ein anderes ersetzt, nämlich durch den Rückgriff auf eine direkt politisch engagierte Literatur, das heißt durch die Überzeugung, daß nur ihre operativen Formen – Flugblatt, Manifest, politische Essayistik und Publizistik, dokumentarisches Theater, Straßentheater usw. – politische Wirkungen zeitigen könnten. Unterstützt durch innerdeutsche und weltpolitische Ereignisse und Veränderungen setzten die Schriftsteller der sechziger Jahre – z. B. Günter Grass, Martin Wälder, Rolf Hochhuth, Heinar Kipphardt und Peter Weiss – der unpolitischen Wiederaufbau-Mentalität und dem Ideologieverdacht der restaurativen Nachkriegszeit eine bewußte Politisierung und Ideologisierung der Literatur entgegen. Die Flucht aus der Geschichte beantworteten sie mit einer fast wissenschaftlichen Historisierung, den Rückzug ins Private und Individuelle mit demonstrativen Vorstößen ins Öffentliche und Gesellschaftliche und die Verdängungsgeschichte der Bundesrepublik, ihre »Unfähigkeit zu trauern« mit emphatischen Aufklärungs- und Entlarvungsversuchen. Die praxisferne Opposition und sprachkritische Subversion der fünfziger Jahre geriet in den Verdacht, im Grunde systemimmanent und systemstabilisierend gewirkt zu haben.

Die schneidendste und schneidigste Abrechnung präsentierte Hans Magnus Enzensberger in dem berühmten Kursbuch 11 vom Januar 1968, derselbe Enzensberger, der Anfang der sechziger Jahre Poesie und Politik im Geiste Adornos noch strikt auseinandergelassen hatte.³¹ Was er nun unter dem Abschnitt »Offenbarungseid« seiner »Berliner Gemeinplätze« den bürgerlichen Schriftstellern und Intellektuellen vorhielt, kann ich nur in wenigen Sätzen zitieren:

Diese linke Intelligenz war literarisch fleißig und fruchtbar, doch politisch im tiefsten Sinn unproduktiv. Sie bestand in der Hauptsache aus gebannten Kindern (...). Die einzige theoretische Basis, die sie verband, war eine unbestimmte Negation, nämlich der Antifaschismus. An das historische Trauma von 1945 blieb diese Intelligenz gebunden, fixiert an spezifisch deutsche Komplexe und Erscheinungen, von der Kollektivschuld bis zur Mauer, unfähig zu einem Internationalismus,

der über die Rhetorik zur Völkerverständigung hinausgegangen wäre. Moral ging ihr vor Politik (...). Die Niederlage der reformistischen Intelligenz in Deutschland ist vollkommen. Die Große Koalition von 1966 hat sie besiegelt, der Berliner Sommer von 1967 hat sie vor aller Augen demonstriert. Mit ihrem Narrenparadies ist es vorbei, die Zeit der schönen Selbsttäuschungen hat ein Ende.³²

Es begann – so ist man heute versucht zu sagen –, es begann das kurzlebige »Narrenparadies« der politisierten Literatur und eine Zeit der eher *unschönen* Selbsttäuschungen der linksradikalen Intelligenz. An die Stelle eines defensiven literarischen Widerstands gegen die Restauration trat der offene und aggressive politisch-literarische Widerstand gegen die Manipulation der Medien und gegen die Repressionen des kapitalistischen Systems. Man proklamierte den Tod der bürgerlichen Literatur und versuchte die ersahnte Revolution und das fehlende revolutionäre Subjekt herbeizuschreiben und herbeizureden. »Revolution als Metapher«, so urteilte Karl Heinz Bohrer schon im gleichen Jahre 1968, »das ist seit jeher die Entschädigung des politischen Literaten dafür, daß sie nicht stattfindet.«³³ Die Ernüchterung ließ nicht lange auf sich warten. Die monumentale »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss ist wohl auch aus der Enttäuschung über die minimale Wirkung seiner direkt politisch engagierten Werke entstanden.

Während ein Max Frisch zur gleichen Zeit das »Private« als die »Domäne der Literatur« verkündete,³⁴ aber als Schweizer Staatsbürger politisch immer aktiver wurde, während Jean Paul Sartre, der Vater der »littérature engagée«, den Schriftsteller Gustave Flaubert, den er 1945 noch für die Repression nach der Niederschlagung der Pariser Commune mitverantwortlich gemacht hatte, 1960 mit der Bemerkung verteidigte, daß in seiner »reinen Kunst« eine »wilderentschlossene Stellungnahme auf allen Ebenen steckt«,³⁵ einschließlich der politischen Ebene, und das gleiche auch für einen Mallarmé behauptete, waren in Westdeutschland noch einmal die Revolution und der Tod der bürgerlichen Literatur angesagt.

Warum diese Verspätung, und wo liegen Notwendigkeit und Nutzen dieser in mancher Hinsicht so fiktiven und illusionären Rebellion?

Ich versuche darauf eine historische Antwort zu geben: Diese Rebellion hat recht und schlecht nachgeholt, was unmittelbar nach 1945 auch in den Westzonen nicht stattgefunden hat und wohl auch nicht stattfindend konnte: eine selbstverantwortete revolutionäre Erneuerung des Landes und eine rasche innere Demokratisierung. Dafür war die Bundesrepublik erst zwanzig Jahre später reif, und man kann für diesen Vorgang durchaus einen Begriff übernehmen, mit dem Jürgen Habermas kürzlich den Herbst 1989 in der

DDR charakterisiert hat: es war beidesmal eine »nachholende Revolution«. ³⁶ Und diese nachholende Revolution der Jahre um 1968 ist keineswegs gescheitert, obwohl sich ihre selbsternannten Revolutionäre bald enttäuscht zurückzogen. Sie konnten abtreten, nachdem die antiautoritären und radikaldemokratischen Impulse ihr Werk getan hatten.

Es gibt aber noch einen zweiten Grund für das schnelle Ende dieser anarchonistischen Revolte, und dieser Grund führt uns auch wieder zu unserem Widerstands-Thema zurück. Die beiden literarisch-politischen Widerstandsmodelle, die sich mit ihren Inhalten und Parolen so gegensätzlich präsentieren, sind nämlich in struktureller Hinsicht durchaus kongruent. Auch das Modell der sechziger Jahre gründet noch auf der gleichen Geist-Macht-Antitheik und ist der gleichen einfachen Machttheorie verpflichtet wie das Modell der fünfziger Jahre. Auch die militante linke Intelligenz glaubte sich im Besitz eines archimedischen Theorie- und Aktions-Punktes, mit dem einzigen Unterschied, daß sie ihn politisch definierte. Sich im Besitz der guten und einzigen revolutionären Wahrheit wähnend, nahm sie den Kampf gegen all die bösen Mächte auf, die sich für sie in der kapitalistisch-imperialistischen Gesellschaft und ihrem Staat verkörperten. Ihr Nein gegenüber den Herrschenden war genauso kompromißlos, die moralische Konfrontationsstruktur genauso einfach wie in den fünfziger Jahren. Die negative und defensive Diakritik und Ästhetik ins Positive umpolend, sind die Rebellen von Adorno zu Herbert Marcuse übergelaufen.

Lassen Sie mich diesen Befund mit einem Beispiel erläutern, das bereits die Brücke zu einem dritten Widerstandsmodell bildet. Der Aufklärer und Wahlkämpfer *Günter Grass* hat sich in den sechziger Jahren auch deshalb so vehement und verärgert von den »revolutionären« Studenten, Intellektuellen und Kollegen abgesetzt, weil ihm ihr simples Konfrontationsgebarren suspekt geworden war. Schon in seiner Wahlrede an die »Bürger der Stadt Düsseldorf« heißt es zum Beispiel:

(...) der Ort des Schriftstellers ist inmitten der Gesellschaft und nicht über oder abseits der Gesellschaft. Darum fort mit allem geistigen Hochmut und dünkelfahnen Elftagezeit. Ihr Utopisten und Sektierer in Euren schönen, windstillen Gehäusen: Treter vor die Tür! stoß Euch Knie und Sinn wund an unserer Realität (...). Kein Anlaß besteht, den antiquierten Gegensatz zwischen Geist und Macht neu zu konstruieren. ³⁷

Und dann sang er, als steuerpflichtiger Bürger der Bundesrepublik, die »immerfort unzulängliche, heilig-rüchtere Demokratie«. Er verabschiedete also

die beiden Axiome, denen die Mehrzahl seiner Kollegen damals immer noch verpflichtet war: den archimedischen Hebelpunkt und die starre Geist-Macht-Antithese. An die Stelle der Verneinung, der Verweigerung und eines moralisch-politischen Rigorismus setzte er in seiner Ossietzky-Rede von 1968 »Über Ja und Nein« ein »Ja, das aus vielen Nein besteht«. ³⁸ Ermutigt durch das Beispiel Willy Brandts glaube er in der Bundesrepublik einen Staat sehen zu dürfen, in dem Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit eines schönen Tages übereinstimmen würden.

Damit nahm Günter Grass eine Entwicklung vorweg, die das Verhältnis der Schriftsteller zur Bundesrepublik in den nächsten zwei Jahrzehnten tatsächlich bestimmen sollte: eine allmähliche Entkrampfung und Annäherung und ein vorsichtiger Dialog bis hin zu dem, was man dann in den achtziger Jahren als »Verfassungspatriotismus« definierte. Denken Sie an Martin Walser, der Anfang der siebziger Jahre noch ein erklärter Sympathisant der DKP, an ihrem Ende schon zu einem (vielleicht näheren) exponierten Anwalt der deutschen Wiedervereinigung wurde, und der die Bundesrepublik im Jahre 1981 einen »unterstützenswerten Staat« nannte, vielleicht, weil er sich inzwischen an den Bodensee herangeschrieben hatte! ³⁹ Eine Literaturgeschichte der »frühen 80er Jahre« trägt bezeichnenderweise den Titel »Zwischen Widerstand und Wohlstand«, ein Zitat aus einem Gedichtband von Thomas Brasch, der 1980 erschien. ⁴⁰ In diesen Jahren schlossen die meisten westdeutschen Schriftsteller, laut oder leise, ihren Frieden mit der Bundesrepublik. Die innenpolitischen Widerstandslinien wurden geräumt, während die außenpolitischen Widerstandslinien, vor allem gegen die internationale Raketenaufrüstung, sich bis zum Beginn der Ära Gorbatschows und der großen West-Ost-Abüstung verdichteten, auch durch gemeinsame Friedenskonferenzen der ostdeutschen und westdeutschen Schriftsteller.

Diese positive Entwicklung im Verhältnis von Literatur und Politik, Schriftsteller und Staat, Geist und Macht in der Bundesrepublik wird meistens unterschlagen, wenn die letzten beiden Jahrzehnte schlagwortartig und pauschal charakterisiert werden: als eine Zeit der Entpolitisierung und Ästhetisierung der Literatur, als ihr Rückzug ins Alltägliche und Private, in subjektive Sensibilität und Introspektion, in postrevolutionäre Resignation und Melancholie infolge eines generellen Utopieverlustes, schließlich als eine Zeit wachsender Hoffnungslosigkeit und Endzeitgefühle. Die Auflösung der beiden literarisch-politischen Widerstandsmodelle aus den fünfziger und sechziger Jahren brachte doch auch Gewinne: Sie normalisierte das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Staat, sie war ein Zeichen für die zunehmende

Demokratisierung unserer Gesellschaft, sie förderte die Selbstbesinnung der Literatur und entlastete sie von publizistischer Mehrarbeit. Die meisten Schriftsteller, wenn sie überhaupt noch politisch tätig blieben, folgten dem Beispiel Max Frischs und trennten ihre politischen Aktivitäten von ihrer literarischen Arbeit. Am Anfang dieser Entwicklung stehen Peter Handke, dessen effektvollen Einsprüche und Widersprüche am Ende der sechziger Jahre nicht im Namen der Politik sondern der Literatur erfolgten, und Botho Strauß mit seinem »Versuch, ästhetische und politische Ereignisse zusammenzudenken« (1970), mit der wachsenden Tendenz, das Politische im Ästhetischen aufgehen zu lassen.

Läßt sich ein drittes Widerstandsmodell also nur negativ definieren? Als Ergebnis der Auflösung der beiden ersten Nachkriegsmodelle und einer demokratischen Normalisierung im Verhältnis von Literatur und Politik? Als Preisgabe einer privilegierten Rolle, die unsere Nachkriegsintellektuellen und -Schriftsteller vielleicht allzu lange beansprucht haben: die elitäre Rolle eines Vormunds und Gewissens der Nation? Sind sie nicht einfach nur ins Glied der übrigen Staatsbürger zurückgetreten?

Man kann es so sehen, aber es ist nur die halbe Wahrheit. Denn seit den siebziger und achtziger Jahren sind zweifellos auch das Phänomen und der Begriff des kulturellen wie des politischen Widerstandes in eine fundamentale Krise geraten. Sie mündete in eine Situation, die ich zu Beginn zu beschreiben versuchte: Orientierungslosigkeit, Ohnmacht und Vergeblichkeit jeglichen Widerstands als ein alles durchdringendes Zeitgefühl.⁴¹

V.

Zwei Ereignisse und Erfahrungen haben es in den letzten beiden Jahren beispieldhaft öffentlich gemacht; der Golfkrieg und die anhaltende kontroverse Diskussion über die Rolle und Bedeutung der kritischen DDR-Literatur.

Man vergleiche das Verhalten unserer literarischen Intelligenz zum Vietnam-Krieg in den sechziger Jahren mit ihrem Eieranz um den Golfkrieg. Wie einfach und übersichtlich ging es doch damals zu, die Fronten verliert klar, die Verantwortlichen und Schuldigen waren für jedermann sichtbar, Gut und Böse auf vertrauten Plätzen. Jeder aufrechte Linke und Liberale wußte, wo er zu stehen hatte, sein moralisch-politisches Gewissen war ungebrochen, die Richtung seines Widerstandes eindeutig.

Der Golfkrieg, wir haben es gemeinsam erlebt, hat all das gründlich

durcheinandergebracht. Nicht nur alle möglichen Standpunkte, von denen kritische Resolutionen, Appelle und Demonstrationen ausgehen könnten, sondern auch, weitaus beunruhigender, jene wenigen Quadratzentimeter Boden, auf denen wir mit unseren eigenen Füßen stehen. Auch dieser Boden ist plötzlich brüchig geworden, und zwar durch die Erkenntnis einer unausweichlichen Verstrickung, Mitverantwortung und Mitschuld, die uns als Bewohner der »Ersten Welt« schon in der Wiege aufgeladen wird. Alle unsere bisherigen Widerstandsformen und Protestrituale haben sich als fragwürdig erwiesen, denn die Machtverhältnisse und Machprozesse unserer Welt, aber auch ihre Selbsterstörungs- und Verfallsprozesse bilden ein allzu komplexes System, als daß man ihnen mit binomischen Formeln und antithetischen Konstellationen – Täter und Opfer, Schuldige und Unschuldige, Herrschende und Beherrschte, Kapitalismus und Sozialismus, Individuum und Gesellschaft, oben und unten, Opposition oder Affirmation, progressiv oder konservativ – noch beikommen könnte. Die Stunde der einfachen Wahrheiten, Botschaften und Widerstandsaktionen ist vorbei.⁴² Die gleiche »Unübersichtlichkeit« verwirrt die Einschätzung der DDR-Literatur. Was vor zwei Jahren in der Bundesrepublik noch völlig unumstritten war, daß nämlich Autorinnen wie Brigitte Reimann und Christa Wolf und Schriftsteller wie Stefan Heym, Franz Fühmann, Heiner Müller und Volker Braun mit ihrer Literatur dem System des real existierenden Sozialismus widerstanden und gegen alle Behinderungen durch die staatliche Zensur eine kritische Ersatzöffentlichkeit herstellten, die auch ihre Leser in ihrer Widerständigkeit bestärkte, das wird plötzlich lauthals in Zweifel gezogen.⁴³

Was diese zwei Beispiele verbindet, ist der prinzipielle Sachverhalt, daß ihnen mit dem alten Machtbegriff nicht mehr beizukommen ist, daß sie eine neue Machttheorie voraussetzen und damit zu einer Neudefinition des moralischen, politischen und literarischen Widerstandsbegriffs herausfordern. Und diese Bemühungen müssen sicherlich in Zusammenhang mit der Suche nach einer neuen lebbareren »Ethik« gesetzt werden. Ein weites Feld, eine Aufgabe für das neue Jahrhundert, nicht für diesen Vortrag.

Ich kann zum Abschluß nur noch auf eine Stelle hindeuten, an der eine neuartige Machttheorie skizziert wurde, die besonders typisch und aufschlußreich für die Veränderungen ist, die sich auf seiten der linksorientierten literarischen Intelligenz – sie ist ja die Trägerin des politischen und kulturpolitischen Widerstandes – zugetragen haben, und die auch schon unüberschaubare Wirkungen in der modernen oder postmodernen Literatur und Literaturtheorie gezeitigt hat. Ich meine den Franzosen Michel Foucault, der in den

letzten beiden Jahrzehnten zu einer der wichtigsten Orientierungsfiguren geworden ist. Ich zitiere eine charakteristische Passage aus seinem 1976 erschienenen Buch »Der Wille zum Wissen«, eine Passage, mit der er vor allem seine marxistischen Freunde und Sympathisanten schockierte:

Die Macht kommt von unten, daß heißt, sie beruht nicht auf der allgemeinen Matrix einer globalen Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegensetzt und von oben nach unten auf immer beschränktere Gruppen und bis in die letzten Tiefen des Gesellschaftskörpers ausstrahlt. Man muß eher davon ausgehen, daß die vielfältigen Kraftverhältnisse, die sich in den Produktionsapparaten, in den Familien, in den einzelnen Gruppen und Institutionen ausbilden und auswirken, als Basis für weitreichende und den gesamten Gesellschaftskörper durchlaufende Spaltungen dienen.⁴⁴

An der gleichen Stelle deutet er an, welche Konsequenzen eine solche quasi umgekehrte Machtkonzeption für die Idee und die Praxis des Widerstands hat.

Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.

Der Widerstand wird mithin zu einem machtimmanenten Phänomen, d. h. es gibt in der Gesellschaft keinen »Ort der Großen Weigerung« mehr, sondern nur noch eine »Vielfalt von Widerstandspunkten«, die »überall im Machnetz präsent« sind.

Wer die Biographie Michel Foucaults kennt, der weiß, daß er nach dieser Theorie in seinen letzten Jahren auch gelebt hat. Er hat seine wissenschaftliche und literarische Tätigkeit immer deutlicher von seinen politischen Aktivitäten getrennt, er hat einen ganz spezifischen Widerstand, z. B. gegen die Anstaltspsychiatrie, in kleinen Gruppen und Widerstandspunkten organisiert, und sich nicht gescheut, seinen Körper den Polizeiknüppeln der Macht auszusetzen. Viele französische Intellektuelle sind seinem Beispiel gefolgt.

Weitaus ernüchternder und resignierter klingen die Konsequenzen, die der marxistisch orientierte Kultur- und Literaturtheoretiker Frederic Jameson – man hat ihn als den »renommiertesten marxistischen Ästhetiker Amerikas« bezeichnet (Stephen Greenblatt)⁴⁵ – aus diesen und anderen poststrukturalistischen Theorien für alle Formen eines kulturellen, bzw. gegenkulturellen Widerstandes im Späkapitalismus gezogen hat. Er stelle schon 1984 fest, »daß sich einige der uns lieb gewordenen und in ihrer Radikalität abgeworbenen Konzepte von Kulturpolitik überlebt haben« und fuhr dann fort:

Wie unterschiedlich diese Konzepte auch waren – ihr Spektrum reichte von Schlagworten der Negativität, der Opposition und der Subversion bis zu Kritik und Reflexion –, so gingen sie doch alle von einer gemeinsamen, in die Metapher des Raums gefaßten Voraussetzung aus: von der stets benutzten Formel der kritischen Distanz«. Keine der gängigen linken Theorien zur Kulturpolitik kommt ohne ein Konzept von einer gewissen, wenn auch minimalen ästhetischen Distanz aus, ohne die Möglichkeit, kulturelle Handlungen außerhalb des massiven Seins des Kapitals anzusetzen; einen archimedischen Punkt anzunehmen von dem aus der Kapitalismus anzugreifen ist. Nun war aber festzustellen (...), daß im neuen Raum der Postmoderne die Distanz ganz allgemein (und die »kritische Distanz« im besonderen) abgeschafft worden ist. Wir sind ab sofort in diese aufgefüllten, diffusen Räumlichkeiten so weit eingetaucht, daß unsere nunmehr postmodernen Körper der räumlichen Koordination beraubt sind: praktisch und auch theoretisch unfähig, Distanz herzustellen.

Jameson zog daraus die bittere Konsequenz, »daß nicht nur lokal begrenzte, alternative Formen gegenkulturellen Widerstandes und der Guerilla, sondern auch offene politische Interventionen (...) auf irgendeine Weise heimlich entwaffnet und von einem System absorbiert werden, zu dem sie dann letztlich auch gerechnet werden müssen, da sie sich eben nicht von ihm distanzieren können«.⁴⁶

Foucaults Diktum »Die Macht kommt von unten«, seine Einsicht, daß Widerstand nur innerhalb eines omnipräsenten Machtnetzes möglich ist, und der Verlust kultureller Distanzierungsmöglichkeiten hat auch schon neue Überlegungen zum Machtverhältnis und zu den Widerstandspotentialen literarischer Werke ausgelöst, die nicht mehr auf der Annahme ästhetischer Distanzen beruhen. Auch Kunstwerke können keinen Platz außerhalb der gesamtgesellschaftlichen Machtzirkulation beanspruchen – so die These einer in Berkeley entstandenen Schule, die sich »New Historicism« nennt. Sie liest Shakespeares Theaterstücke z. B. als einen zwiespältigen »Diskurs der Macht«,⁴⁷ in dem es gleichzeitig um Stabilisierung und Unterminierung der Macht, um die »Produktion und Eindämmung von Subversion und Unordnung« geht.⁴⁸ Komplizenschaft mit der Macht und Widerstand schließen einander im Kunstwerk nicht mehr aus. –

Ich kehre zuletzt zu Max Frisch zurück mit der Frage, wie sich seine späten Vorstellungen über literarischen und politischen Widerstand, über spätkapitalistische Macht, über die Zukunft der Aufklärung und wie sich seine ver-zweifelten Hoffnungen im Lichte der aktuellen Theorien und Erfahrungen ausnehmen.

Er hatte 1986 – wir erinnern uns – aufgerufen zum »Widerstand auf allen

Eragen dieser profimanischen Gesellschaft, Widerstand mit dem Ziel, daß der Geist der Aufklärung sich durchsetzt«, und er war dann offensichtlich in Schwierigkeiten geraten, als eine linke »Wochenzeitung« ihn um nähere Auskünfte bat.

Diese Schwierigkeiten – das läßt sich jetzt erkennen – hängen einmal damit zusammen, daß Frisch immer noch seinem alten antihetischen Widerstands- und Machtmittel folgte, das mit archimedischen Punkten und kritischen Distanzierungsmöglichkeiten rechnet, zum andern aber damit, daß er die Widersprüchlichkeit und Überholtheit dieses Modells schon spürte, daß er auf politischen Widerstand in lokalen Kleingruppen verwies, ohne bereits bewußt über ein neues Modell zu verfügen. Sowohl seine Altersresignation wie sein Altersradikalismus sind Reaktionen auf diese krisenhafte Suche nach neuen Widerstandsformen, die nicht sofort von dem allmächtigen System absorbiert und »entwaffnet« werden.

Wie immer sie künftig aussehen mögen: sie werden nicht funktionieren, wenn die kleinen Widerstandspunkte im Machtnetz sich nicht verdichten und verbinden, und wenn sie nicht den *Widerstand gegen uns selbst*, als winzige Träger, Teilhaber und Opfer des herrschenden Machtsystems, einschließen und durchsetzen.

Dann wird es freilich schmerzhaft und anstrengend. »Ja, man ist schon ziemlich feig, Jonas«, dieses letzte Wort des Großvaters in Frischs »Palaver« berührt die Dunkelzone seiner und unserer Bürgerlichkeit.⁴⁹

Aber genau in diesen Dunkelzonen der Selbstauseinandersetzung liegen die Wirkungs- und Widerstandsfelder aller Literatur, die diesen Namen verdient. Sie ist keine Widerstandskämpferin und keine Waffe. Wer sie gewaltsam dazu machen möchte, schwächt ihre genuinen Widerstandspotentiale. Aber sie vermag die Widerstandsfähigkeit und Widerstandskraft der Menschen zu stärken, derer, die sie schreiben, und derer, die sie lesen. Die Widerstandsfähigkeit des Menschen und der Menschheit gegen alle zerstörerischen Kräfte und Gewalten, die sie in sich selber und um sich herum entfesselt haben und weiterhin entfesseln werden. Die Literatur ist eine unserer kleinen Überlebenshoffnungen. Denn sie ist angeschrieben – und das eint nicht nur Heinrich Böll und Elias Canetti – gegen den Tod in allen seinen Erscheinungsformen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Die Zeit, Nr. 21, 1969, S. 1.
- 2 Vgl. Max Frisch, Am Ende der Aufklärung steht das Goldene Kalb. Rede, gehalten am 10. Mai 1986 in Solothurn, anläßlich der 8. Solothurner Literaturtage. In: Max Frisch, Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von WALTER OBSCHLAGER. Frankfurt/M. 1990, S. 461–469; hier: S. 468.
- 3 Vgl. Max Frisch, Wir hoffen. Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1976. In: Max Frisch, Ges. Werke in zeitlicher Folge, hrsg. von HANS MAYER unter Mitwirkung von WALTER SCHMITZ. Frankfurt/M. 1986, Bd. VII, S. 7–19; hier: S. 15.
- 4 Vgl. PETER ANDRÉ BLOCH, RUDOLF BUSSMANN, Gespräch mit Max Frisch. In: Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart, hrsg. von PETER ANDRÉ BLOCH und EDWIN HUNACHER zusammen mit einer Arbeitsgruppe des Deutschen Seminars der Universität Basel. Bern 1972, S. 17–35; hier: S. 18ff.
- 5 Vgl. Max Frisch, Emigranten. Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1958. In: Ges. Werke, Bd. IV, S. 229–243; hier: S. 242.
- 6 Vgl. Max Frisch, Laudatio auf Peter Bichsel. In: Ges. Werke, Bd. VII, S. 69–73; hier: S. 71.
- 7 Zitiert nach: Max Frisch, Schweiz als Heimat? Versuche über 50 Jahre, aaO., S. 562.
- 8 Vgl. Max Frisch, Kultur als Alibi. In: Ges. Werke, Bd. II, S. 337–343; hier: S. 341.
- 9 Vgl. Max Frisch, Tagebuch 1946–1949. In: Ges. Werke, Bd. II, S. 347–750; hier: S. 403.
- 10 Vgl. Max Frisch, Öffentlichkeit als Partner. In: Ges. Werke, Bd. IV, S. 244–252; hier: S. 245.
- 11 Vgl. Max Frisch, Der Autor und das Theater. Rede auf der Frankfurter Dramaturgentagung 1964. In: Ges. Werke, Bd. V, S. 339–354; hier: S. 350.
- 12 Ebd., S. 353.
- 13 Vgl. Max Frisch, Emigranten, aaO., S. 236.
- 14 Vgl. Max Frisch, Wir hoffen, aaO., S. 7ff.
- 15 Vgl. die Anthologie »Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat seit 1945«, hrsg. von KLAUS WAGENBACH, Berlin 1979, die erstaunlich viele Dokumente des Protestes und Widerstandes aus der Nachkriegszeit versammelt. Vgl. dazu die Vorträge von WALTER JENS und WOLFGANG GRAF VITZTHUM, Dichter und Staat. Über Geist und Macht in Deutschland. Eine Disputation zwischen Walter Jens und Wolfgang Graf Vitzthum, Berlin, New York 1991. Und den Essay von WALTER JENS, Geist und Macht. Literatur und Politik in Deutschland. In: DERS., Feldzüge eines Republikaners. Ein Lesebuch, hrsg. v. GERT UEDING und PETER WEIT. München 1988, S. 98–116.

- ¹⁷ Vgl. HEINRICH BÖLL, Die Sprache als Hort der Freiheit. Rede, gehalten anlässlich der Entgegennahme des Eduard-von-der-Heydt-Preises der Stadt Wuppertal am 24. 1. 1959. In: DERS., Werke. Essayistische Schriften und Reden I, 1952–1963; hrsg. von BERND BALZER, Köln o. J., S. 301–305; hier: S. 304. Siehe auch HELMUT L. MÜLLER, Die literarische Republik. Westdeutsche Schriftsteller und die Politik. Weinheim/Basel 1982, S. 276.
- ¹⁸ Vgl. HEINRICH BÖLL, Hierzulande: In: Heinrich Böll Werke. Essayistische Schriften und Reden I, 1962–1963, aO., S. 366–375; hier: S. 373, 374.
- ¹⁹ Vgl. HEINRICH BÖLL, Frankfurter Vorlesungen. Köln/Berlin 1966, S. 91.
- ²⁰ Vgl. ALFRED ANDERSCH, Deutsche Literatur in der Entscheidung. Ein Beitrag zur Analyse der dichterischen Situation. In: Das Alfred Andersch Lesebuch, hrsg. von GERD HAFPMANN, Zürich 1979, S. 111–120; hier: S. 115.
- ²¹ Ebd., S. 120.
- ²² Vgl. ALFRED ANDERSCH, Die Kirschen der Freiheit. Ein Bericht. Zürich 1968, S. 74.
- ²³ Vgl. ALFRED ANDERSCH, Der Seesack. Aus einer Autobiographie. In: Das Alfred Andersch Lesebuch, aO., S. 83–101; hier: S. 97.
- ²⁴ Vgl. SUSANNE MÜLLER HANPFT (Hrsg.), Über Günter Eich. Frankfurt/M. 1970, S. 34.
- ²⁵ Ebd., S. 37.
- ²⁶ Vgl. GÜNTER EICH, Fünfzehn Hörspiele. Frankfurt/M. 1966, S. 88.
- ²⁷ Vgl. HANS ERICH NOSSACK, Die schwache Position der Literatur. Reden und Aufsätze. Frankfurt/M., 1967, S. 23.
- ²⁸ Ebd., S. 73.
- ²⁹ Vgl. THEODOR W. ADORNO, Engagement. In: DERS., Noten zur Literatur III, Ges. Schriften, Bd. II, Frankfurt/M. 1974, S. 409–430; hier: S. 413.
- ³⁰ Vgl. DERS., Ästhetische Theorie, hrsg. von GRETEL ADORNO und ROLF TIEDEMANN, Frankfurt/M. 1973, S. 26.
- ³¹ Vgl. HANS MAGNUS ENZENSBERGER, Poesie und Politik. In: DERS., Einzelheiten. Frankfurt/M. 1972, S. 334–353.
- ³² DERS., Berliner Gemeinplätze. In: Kursbuch 11 (1968), S. 151–169; hier: S. 157f.
- ³³ Vgl. KARL HEINZ VONJÄGER, Die gefährliche Phantase oder Surrealismus und Terror. München 1970, S. 30.
- ³⁴ Vgl. MAX FRISCH, Dramaturgisches. Ein Briefwechsel mit Walter Höllerer, aO., S. 34.
- ³⁵ Vgl. JEAN-PAUL SARTRE, Was ist Literatur? Hrsg., neu übersetzt und mit einem Nachwort von TRAUOGOT KÖNIG, Reinbek bei Hamburg 1986, S. 231.
- ³⁶ Vgl. JÜRGEN HABERMAS, Die nachholende Revolution. Frankfurt/M. 1990, S. 179–204.
- ³⁷ Vgl. GÜNTER GRASS, Des Kaisers neue Kleider. Rede im Bundestagswahlkampf, September 1965. In: DERS., Werkausgabe in zehn Bänden. Darmstadt und Neuwied 1978, Bd. IX, S. 113.
- ³⁸ Ebd., S. 197, 199.
- ³⁹ Vgl. MARTIN WALSER, Deutsche Gedanken über französisches Glück. In: Neue Rundschau 92 (1981; H. 1), S. 50–58; hier: S. 52.
- ⁴⁰ Vgl. THOMAS BRASCH, Der schöne 27. September. Gedichte. Frankfurt/M. 1980.
- ⁴¹ БОТНО STRAUSS hat diese Situation erst kürzlich so pointiert: »Der Widerstand ist heute schwerer zu haben, der Konformismus ist intelligenter, facettenreicher, heimtückischer und gefräßiger als vordem, das Augenmarte gemainer als der offene Blödsinn, gegen den man früher Opposition oder Abkehr zeigte.« In: Der Spiegel, Nr. 6, 47. Jahrgang, 8. 2. 1993, S. 207.
- ⁴² Über Jahrzehnte durchgehalten hat Walter Jens seine aufklärerische und widerständige Position. Den Standpunkt eines konsequenten Pazifismus und »Erasmanismus« hat er auch gegenüber den vielen vernünftlichen Phänomenen des Golfkriegs überzeugend behauptet: »Gegen das Schwarz-Weiß-Denken. Über den Golfkrieg«. In: DERS., Einspruch. Reden gegen Vorurteile. München 1992, S. 249–255.
- ⁴³ Vgl. KARL DEHRITZ, HANNES KRAUSS (Hrsg.), Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge. Analysen und Materialien. Darmstadt 1991.
- ⁴⁴ Vgl. MICHEL FOUCAULT, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. 1, übersetzt von Ulrich Rauffl und Walter Seitter. Frankfurt/M. 1977, 1991, S. 115.
- ⁴⁵ Vgl. STEPHEN GREENBLATT, Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Aus dem Amerikanischen von Jeremy James. Berlin 1991, S. 108.
- ⁴⁶ Vgl. FREDERIC JAMESON, Zur Logik der Kultur im Späkapitalismus. In: ANDREAS HUYSSEN, Klaus R. SCHERRER (Hrsg.), Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek bei Hamburg 1986, S. 45–102; hier: S. 93f.
- ⁴⁷ Vgl. STEPHEN GREENBLATT, Verhandlungen mit Shakespeare. Innensichten der englischen Renaissance. Aus dem Amerikanischen von Robin Cackett. Berlin 1990, S. 150, 154.
- ⁴⁸ Ebd., S. 42.
- ⁴⁹ So REINHART BAUMGART in seiner Rezension des »Palavers«. In: Die Zeit vom 27. 10. 89, Nr. 44, S. 72.